

Flüchtlingskrise in Europa Die Debatte über die Kosten und den Nutzen der Migration

Was heute passiert

Schweiz
Im bernischen Zimmerwald gedenkt man heute der «Zimmerwalder Konferenz» vor 100 Jahren, als Sozialisten aus ganz Europa, darunter auch Lenin, für ein Geheimtreffen in die Schweiz reisten.

Frankreich
Der rechtsextreme Front National trifft sich in Marseille. Die Partei ist wegen des Streits zwischen Gründer Jean-Marie Le Pen und seiner Tochter, der jetzigen Vorsitzenden Marine Le Pen, seit längerem im Gespräch.

Sport
Die Schweiz spielt heute (20.45 Uhr) in Basel gegen Slowenien um die Teilnahme an der kommenden Fussball-Europameisterschaft.

Frage des Tages

Gewinnt die Schweiz heute das EM-Quali-Spiel gegen Slowenien?

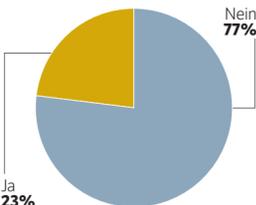
Ja **Nein**
Stimmen Sie online ab unter der Rubrik «Mehr/Mitmachen»

www.aargauerzeitung.ch
www.bzbasel.ch
www.basellandschaftliche.ch
www.solothurnerzeitung.ch
www.grenchnertagblatt.ch
www.limmattalerzeitung.ch
www.oltner.tagblatt.ch

Das Ergebnis erscheint in der nächsten Ausgabe.

Ergebnis letzte Tagesfrage

Wir haben gefragt: Keine Zugeständnisse von Merkel: Sind Sie enttäuscht?



Video des Tages



Schimpanse Tushi bringt Drohne mit einem Zweig zum Absturz.

TWEET DES TAGES

Die österreichische Journalistin **Nina Brnada** @NinaBrnada begleitet die Flüchtlinge auf ihrem Fussmarsch durch Ungarn und twittert ihre Erlebnisse:

«Auf der Autobahn nur Flüchtlinge und Polizei.»

Olga Gontcharova Die Schneiderin



«Zick zack» - so heisst ihr Nähathelier. Ein Name, der auch an die verschiedenen Stationen ihres Lebens erinnert. Die erste war in der Ukraine, wo sie ein Wirtschaftsdiplom absolvierte. Im Alter von 20 Jahren übertrug ihr die lokale Regierung eine Kolchosa. Olga Gontcharova war 20 Jahre alt, Mutter von zwei Kleinkindern - und Chefin einer Milchfarm mit 50 Angestellten.

Das wurde ihr zu viel. Sie zog nach Sibirien, studierte Bauingenieurwesen. Nach der Uni folgte ein Grossprojekt: In einem Team konstruierte sie 1500 Kilometer Zugstrecke für einen neuen Abschnitt der transsibirischen Eisenbahn. Mit der Perestroika, dem Prozess zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Modernisierung der UdSSR, verlor sie ihren Job.

Sie besann sich auf ihre Leidenschaft: das Nähen. Damit brachte sie sich und ihre beiden Kinder durch die finanziell schwierige Zeit. Als ihre Kinder erwachsen waren, verliebte sich Olga Gontcharova in einen Schweizer und zog nach Basel. «In Russland stand ich immer mitten im Leben. In der Schweiz hingegen beobachtete ich nur noch das Leben der anderen.»

Was sie schon früher rettete, half ihr auch hier: das Nähen. Bei Heks, dem Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz, liess sie sich zur interkulturellen Übersetzerin und Vermittlerin ausbilden und entwarf dabei das Konzept eines Nähatheliers für Frauen. Später machte sie sich selbstständig. Zwei Integrationsprojekte - eines in Basel, eines in Rheinfelden - baute sie für das Rote Kreuz auf. Dabei nähte sie mit Migrantinnen und Sozialhilfeempfängerinnen Fastnachtscostüme für Basler Cliquen.

Ginette Huwiler Die Wirtin



«Seit Jahren war das mein grosser Traum», sagt die gebürtige Haitianerin. Schon einmal half sie, ein Gastro-Betrieb mitaufzubauen - das Bistro des Gründungszentrums Crescenda. Nach mehreren Jahren als dessen Leiterin, machte sie sich ganz selbstständig. Gegenüber dem Bahnhoftingang im Gundeli in Basel fand sie vor rund zwei Jahren ein kleines Lokal. Die Holztür war rot angemalt, die Wände in sanftem Gelb - ihre Lieblingsfarbe. Ginette Huwiler unterschrieb den Mietvertrag, baute eine Gastro-Küche ein, schmückte die Schaufenster mit Bildern von Kürbissen, Kochbananen und exotischen Früchten. «Lever du soleil» - so taufte sie ihr Restaurant.

Auf dem Menü stehen karibische Spezialitäten. Die Rezepte lernte sie grösstenteils von ihrer Mutter. Aufgewachsen im Norden Haitis, schaute Ginette Huwiler ihr als kleines Mädchen zu, wie sie für die zwölköpfige Familie Fleisch briet, das Gemüse würzte. «Meine Mutter ist eine leidenschaftliche Köchin, das hat sie mir wohl vererbt», sagt Ginette Huwiler. Als sie 16 Jahre alt war, musste die Familie nach einem politischen Machtwechsel flüchten. Ihr Weg führte Ginette Huwiler nach Paris, später in die Schweiz. Sie arbeitete in einer Bildagentur, als Pflegeassistentin - und absolvierte dann den Wirtekurs.

Seit zwei Jahren ist sie nun in ihrem Restaurant ihre eigene Chefin, Wirtin und Köchin in einem. Mindestens sechs Tage die Woche arbeitet sie, Ferien gab es in dieser Zeit keine. «Ich wusste, dass es in der ersten Zeit schwierig würde. Ich muss jetzt einfach dranbleiben», sagt sie. Den Entscheid zur Selbstständigkeit bereue sie nicht, im Gegenteil.

Lucy Oyubo Die Lehrerin



Es gibt Tage, da unterrichtet Lucy Oyubo Schüler in Deutschland, in Holland und in Australien. Dafür braucht die gebürtige Kenianerin ihr Unterrichtsmaterial - und Skype. Mit Videokonferenzen organisiert sie virtuelle Klassenzimmer, wo sie Suaheli und Englisch lehrt. «Das funktioniert ähnlich wie in einem realen Zimmer. Speziell dabei ist nur, dass ich in einer Gruppenkonferenz fünf Menschen aus fünf verschiedenen Ländern gleichzeitig unterrichten kann», sagt Lucy Oyubo. Ihre Sprachschule in Basel taufte sie «Hakuna Matata» - zu Deutsch: kein Problem.

Lucy Oyubo wuchs dreisprachig in Kenia, nahe dem Victoriasee auf. Sie wusste, was sie werden wollte, als sie die Schule begann: Lehrerin. Als junge Frau zog sie vom Land in die Stadt, studierte Pädagogik und fand eine erste Stelle.

Der Liebe wegen gab sie ihre Stelle auf, zog in die Schweiz. Hier erfuhr sie, dass ihr kenianischer Uni-Abschluss nichts wert war. In London absolvierte sie deshalb ein internationales anerkanntes Diplom als Englisch-Lehrerin. In der Schweiz machte sie die Ausbildung zur Erwachsenenbildnerin. Lucy Oyubo fand als Englisch-Lehrerin eine Anstellung in einer Sprachschule.

Da die Bezahlung nicht besonders gut war und ihr die Suaheli-Lektionen fehlten, wagte sie den Schritt in die Selbstständigkeit. «In Basel gibt es zu wenige Suaheli-Schüler, aber mit Skype kann ich auf der ganzen Welt unterrichten», sagt Lucy Oyubo. Das Geschäftsmodell fand über die Grenze Beachtung. Diesen Sommer erhielt sie von der Organisation «African Women in Europe» den Preis als Unternehmerin des Jahres.

Migrantinnen und Unternehmerinnen

VON ANNIKA BANGERTER

Die Migration verändert alles - auch die berufliche Karriere. In Basel gibt es mit Crescenda ein Gründungszentrum, wo Migrantinnen lernen, wie sie ihr Wissen und Können in der beruflichen Selbstständigkeit nutzen können. Die drei Porträts stammen aus dem Buch «Das Crescenda-Modell. Migrantinnen als Unternehmerinnen», das 2014 im Verlag Rüffer & Rub erschienen ist.

Einwanderung als Chance?

VON MICHAEL WANNER

Betrachtet man die aktuelle Debatte um Flüchtlinge, liegt der Fokus - nebst dem Leiden der Betroffenen - vor allem auf den entstehenden Lasten in den europäischen Ländern. Asylsuchende belasten den Sozialstaat und verursachen Mehrkosten für Grenzschutz und Polizei, so der Tenor. Geht man davon aus, dass sich die Völkerwanderungen aus den Krisenregionen in Nordafrika und Nahost kaum aufhalten lassen, lohnt ein Blick auf eine ökonomische Perspektive: Bietet Zuwanderung vielleicht gar eine wirtschaftliche Chance?

Die Weltbank kommt zu einem erstaunlichen Schluss: Würde sich die Migration in den entwickelten Ländern um nur 3 Prozent erhöhen, ergäbe sich daraus in 20 Jahren ein Mehrwert von umgerechnet rund 350 Milliarden Franken. Migration als Wachstumsfaktor, zumindest in der Theorie. Tatsächlich ist unter Ökonomen kaum umstritten, dass der wirtschaftliche Saldo einer (natürlich utopischen) Welt ohne Grenzen positiv ausfiele. Ähnlich der Freihandels-theorie, würde das «humane Kapital» - also die Menschen - sich dorthin bewegen, wo es am produktivsten eingesetzt werden kann.

Der prominenteste Verfechter dieser These ist Ian Goldin, britischer Ökonom und früherer Vizepräsident der Weltbank. Goldin hat Perioden hoher Zuwanderung untersucht, beispielsweise die Völkerwanderung von Europa in die USA im 19. Jahrhundert, und kommt

zum Schluss, dass insbesondere die Einwanderungsländer stark von der Zuwanderung profitiert haben.

Im Gespräch mit der «Nordwestschweiz» erläutert er die Hintergründe: Erstens fördert Einwanderung Innovation: Nicht nur seien Menschen, die die Strapazen einer Auswanderung auf sich nehmen, tendenziell risikofreudig. Viel wichtiger: «Aus fremden Kulturen kommend, bringen sie neue Perspektiven ein. Für die Entstehung von unternehmerischem Drive und Innovation spielt Diversität eine entscheidende Rolle.»

Silicon Valley als Vorbild

Die prominenten Beispiele sind augenfällig: Sergey Brin, der Gründer von Google, ist Einwanderer, genauso die Gründer von Intel, Paypal, eBay und Yahoo. Tatsächlich waren 2005 über die Hälfte der Chefs im Silicon Valley Einwanderer. In den USA melden Migranten zudem im Verhältnis doppelt so viele Patente an wie Amerikaner. Ohne Einwanderung also weniger Innovation und weniger Unternehmertum.

Zweitens, sagt Goldin, erhöhen die zusätzlichen Arbeitskräfte unter dem Strich die Wirtschaftsleistung: Schlecht qualifizierte Immigranten übernehmen nicht nur Jobs, welche die heimische Bevölkerung nicht mehr machen will, sie bieten auch günstige Leistungen an, wie zum Beispiel Kinderpflege, die es der höher qualifizierten heimischen Bevölkerung erlauben, einer produktiven Tätigkeit nachzugehen - insbesondere hoch qualifizierten Frauen mit Kindern.



«Für die Entstehung von unternehmerischem Drive und Innovation ist Diversität ein entscheidender Faktor.»

Ian Goldin, Wirtschaftsprofessor an der Universität Oxford

«In den USA ist der Anteil von Frauen, die arbeiten deutlich höher in Regionen mit vielen niedrigqualifizierten Zuwanderern», sagt Goldin. Und dann gibt es auch noch die hochqualifizierten Einwanderer, deren volkswirtschaftlicher Nutzen unbestritten ist.

Drittens, so Goldin, hat Einwanderung längerfristig einen positiven Effekt auf Löhne. Entgegen der verbreiteten Ansicht könnten selbst im Niedriglohnbereich keine signifikanten Lohnreduktionen nachgewiesen werden. Zumindest keine bleibenden. Goldin gesteht zwar ein, dass zusätzliche Arbeiter in einzelnen Branchen kurzfristig zu tieferen Löhnen führen können, das Ausmass sei aber überschaubar. Und mittel- bis langfristig erhöhe sich durch die zusätzlichen Arbeiter die Wettbewerbsfähigkeit eines Landes, was sich wiederum positiv auf das Lohnniveau auswirke.

Zu diesen drei Gründen kommt noch eine demografische Perspektive: Die Überalterung der Bevölkerung in Westeuropa wird zu einem zusätzlichen Bedarf an Arbeitskräften führen, nicht nur an Hoch-, sondern insbesondere auch an Niedrigqualifizierten. «Während die Staaten heute schon um hochqualifizierte Spezialisten buhlen, wird der Bedarf an günstigem Pflegepersonal in einer überalterten Gesellschaft steigen. Die Schranken der Zuwanderung werden auch dort sinken», prognostiziert Goldin. Zudem brauche es neue Arbeitnehmer und Steuerzahler, um die Sozialsysteme zu entlasten. Der deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn hat ausge-

Der renommierte britische Ökonom Ian Goldin sorgt mit seiner Theorie, dass mehr Migration langfristig für alle Beteiligten positive Auswirkungen hat, für Aufsehen. Seine Sicht könnte die Debatte zur Migrationspolitik bereichern.

rechnet, dass in Deutschland bis 2035 32 Millionen zusätzliche Menschen nötig wären, um die Renten auf dem heutigen Niveau zu halten. Zwar sei eine höhere Geburtenrate der bessere Weg, Einwanderer könnten das Problem aber mildern, sagte er der «Zeit».

Rettung für die AHV?

Die Schweizer AHV steht vor einer ähnlichen Herausforderung. Wegen der Überalterung der Gesellschaft rechnet der Bund bereits 2030 mit einem Ausgabenüberschuss von 9 Milliarden Franken. Das ist mehr als ein Prozent der Wirtschaftsleistung. Ohne Reformen wäre der AHV-Fonds bereits 2028 leer. Es stellt sich also die Frage, ob Einwanderer nicht zumindest Teil der Lösung für die AHV sein könnten.

Vor einer solchen «politischen Instrumentalisierung der Zuwanderung» warnt der Schweizer Wirtschaftsprofessor Thomas Straubhaar (siehe Interview): «Die Zuwanderung wird die Überalterung der Gesellschaft nicht lösen, sondern bestenfalls vorübergehend mindern. Ich halte es für eine Illusion, zu glauben, dass man die Arbeitskräfte einfach am Tag X rufen kann und diese sich dann nach dem gewünschten Schema verhalten.» Zudem gebe es wirkungsvollere Massnahmen zur Sanierung der AHV wie eine weitere Erhöhung des Rentenalters, so Straubhaar.

Dennoch: Langfristig deutet vieles darauf hin, dass die Zuwanderung eine wirtschaftliche Chance bietet. Doch während der Nutzen der Migration erst

über lange Sicht und eher diffus in Form von Wirtschaftswachstum anfällt, entstehen die Kosten unmittelbar sichtbar und dezentral - eben dort, wo die Einwanderer ankommen. Die ökonomische Theorie stösst hier aber auch an ihre Grenzen. Kein Land kann unbegrenzt Menschen aufnehmen. Zudem lassen sich die sozialen Folgen, die Herausforderung, Menschen aus fremden Kulturen in einer grossen Masse zu integrieren, nicht so einfach in eine Kosten-Nutzen-Rechnung überführen.

Konkret auf die Situation in Europa angesprochen, argumentiert Goldin in erster Linie humanitär: «Es geht hier um grundsätzliche ethische Fragen. Lassen wir die Menschen im Mittelmeer ertrinken oder helfen wir? Ich glaube, dass Europa eine gemeinsame Verantwortung hat, zu helfen. Auch wenn das erst einmal Opfer erfordert.»

Was heisst das für die Politik in Europa und der Schweiz? Eine rein ökonomische Betrachtungsweise greift vor dem Hintergrund der menschlichen Schicksale zu kurz. In Abwandelung des Zitats von Max Frisch kann man sagen: Es kommen Menschen, nicht Arbeitskräfte. Aber angesichts der Tatsache, dass sich die Migrationsströme kaum aufhalten lassen sowie der demografischen Entwicklung, würde sich eine rationalere Diskussion um das Thema Einwanderung lohnen. Die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative hat die Flexibilität der Schweiz, auf diese grossen Herausforderungen zu reagieren, nicht gerade erhöht.

«Es kann nicht sein, dass sich einzelne Länder entziehen»

Der Schweizer Wirtschaftsprofessor Thomas Straubhaar über die aktuelle Flüchtlingssituation in Europa und konkrete Massnahmen für die Politik

VON MICHAEL WANNER

Herr Straubhaar, was muss eine Einwanderungspolitik aus ökonomischer Sicht beinhalten?
Thomas Straubhaar: Aus liberaler Sicht verursachen Grenzen immer Kosten. Das darf aber nicht zur totalen Freizügigkeit führen. Eine kluge langfristige Migrationspolitik muss zwei Zielen gerecht werden: Die «tröpfchenweise» Migration im Einzelfall muss erleichtert werden durch den Abbau von Hemmnissen aller Art. Gleichzeitig aber muss verhindert werden, dass Migration zum Massenphänomen wird. In den letzten Jahren hat sich die Schere zwischen den entwickelten und den weniger entwickelten Volkswirtschaften weiter geöffnet. Um Massenwanderungen zu verhindern, müssen die Zivilgesellschaften in den Herkunftsländern gestärkt werden, damit diese politisch und vor allem wirtschaftlich eine Perspektive haben. Letztlich leben Menschen am liebsten an dem Ort, an dem sie geboren sind.

Angesichts der aktuellen Flüchtlingssituation in Europa: Wie sieht Ihr Rezept für eine intelligente Asylpolitik aus?

Es gibt keine Patentlösung. Kurzfristig geht es um Nothilfe, humanitäre Grundsatzverpflichtungen müssen erfüllt werden. Danach muss man unterscheiden zwischen humanitärer und wirtschaftlich getriebener Migration. Hier sind schnelle Verfahren wichtig, das

macht die Schweiz ja schon vergleichsweise gut. Handelt es sich um ein kurzfristiges, humanitäres Thema, wie bei Menschen aus Syrien und Nahost, dann muss man helfen. Die Migranten aus den Balkanländern und Afrika hingegen kommen ja überwiegend wegen langfristiger wirtschaftlicher Perspektivlosigkeit: Hier muss man

«Menschen leben am liebsten dort, wo sie geboren sind.»

möglichst schnell entscheiden und die Asylsuchenden gegebenenfalls zurückschicken. Auch um klare Signale zu senden und keine falschen Anreize zu setzen.

Welche Rolle soll die Schweiz hier spielen?

Klar ist: Es wird nicht gelingen, dass ein europäisches Land alleine die Politik definiert und umsetzt. Insbesondere die Schweiz als Nicht-EU-Mitglied und Grossbritannien als Insel mit einfacheren Wegen zur Grenzkontrolle versuchen immer wieder einen Alleingang. Dabei wären gerade diese Länder in der Pflicht, da sie historisch ganz besonders mit dem europäischen Gedanken der Aufklärung und dem Schutz von individuellen Grund- und Menschenrechten verbunden sind. Es ist ein gesamteuropäisches Thema. Humanismus macht nicht an Grenzen halt. Es kann nicht sein, dass sich einzelne Länder entziehen

und das Problem Deutschland und den Ländern mit südlichen EU-Aussengrenzen überlassen.

Sollen Asylsuchende denn schnelleren Zugang zum Arbeitsmarkt erhalten?

Obwohl mein liberales Herz ja sagt: Es sendet die falschen Signale, die weitere Wirtschaftsflüchtlinge anlocken. Deshalb wäre vielleicht ein vernünftiger Kompromiss: Arbeit ja, Barbezahlung nein, die Einkommen müssten an die Kommunen gehen als Beitrag zur Kostensenkung im Asylbereich. Idealerweise müsste möglichst schnell über den Aufenthaltsstatus entschieden werden. Bei positiven Entscheidungen sollen die Asylsuchenden Zugang zum Arbeitsmarkt erhalten. Und zwar vollen, gleichberechtigten Zugang. Und im Falle einer Rückweisung gäbe es eben keine Arbeit, sondern eine Abschiebung.

Wie steht es um den Zugang zu Sozialsystemen?

Ich warne davor, unterschiedliche Klassen von Ausländern zu schaffen. Dann bestünde die Gefahr der Umgehung und dass aus einem temporären ein permanenter Zustand entsteht. Besser schnell entscheiden und bei positivem Bescheid volle Gleichberechtigung schaffen.



Thomas Straubhaar ist Professor für Volkswirtschaftslehre der Universität Hamburg und zurzeit Gastprofessor in Mexiko-Stadt.